

Beginn des Endes

Autor(en): **Storm, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 41

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645855>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
12. Oktober
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Beginn des Endes.

Von Theodor Storm.

Ein Punkt nur ist es, kaum ein Schmerz,
Nur ein Gefühl, empfunden eben;
Und dennoch spricht es stets darein,
Und dennoch stört es dich zu leben.

Wenn du es andern klagen willst,
So kannst du's nicht in Worte fassen;
Du sagst dir selber; „Es ist nichts!“
Und dennoch will es dich nicht lassen.

So seltsam fremd wird dir die Welt,
Und leis verläßt dich alles Hoffen,
Bis du es endlich, endlich weißt,
Daß dich des Todes Pfeil getroffen.

„Robinsonland“.

Ein Roman von Wilhelm Poed.

28

„Meine verehrte gnädige Frau, Sie werden mir aber doch klaren Wein einschenken müssen. Was Sie augenblicklich gegen mich einnimmt, sind, das müssen Sie sich bei rechter Prüfung gestehen, ganz vage, unhaltbare Vermutungen. Mein Charakter ist Ihnen seit langem bekannt. Mein ganzes Verhältnis zu Ihnen erfordert doch eine Prüfung meines Antrages aus völlig anderen Gesichtspunkten, als sie Edleffens Hand in Ihren Brief hineingemuschelt hat.“

„Diese Prüfung wird nie an meiner Antwort etwas ändern. Herr Guldenapfel, ich liebe Sie nicht. Das muß Ihnen genügen.“

„Aber ich, ich liebe Sie. Das ist mir in diesen Wochen der Ungewißheit immer klarer geworden. Ich liebe Sie mehr als alles auf der Welt und werde für immer unglücklich sein, wenn meine Liebe keine Erhörung findet. Ich habe mich vor Sehnsucht nach Ihnen verzehrt und konnte den Augenblick nicht erwarten, Sie wiederzusehen. Darum kann mir Ihre Antwort nicht genügen. Ueberlegen Sie sich auch alles das, was mein Antrag einschließt. Sie werden zu den ersten Frauen der Gesellschaft gehören, Ihr Diek soll mit seinem späteren Erbe gestellt sein wie meine eigenen Söhne.“

„Ich würde, wenn es sein müßte, für Diek alles opfern“, sagte Frau Nautilius mit vor Erregung zitternder Stimme. „Sogar mich selbst, wenn ich glaubte, daß sein Weg durch Ihren Einfluß und Ihr Vermögen zu seinem Glück führte. Ich war schwankend, darum erbat ich Bedenkzeit. Edleffen hat mich überzeugt, daß er es nicht tut. Unsere Wege müssen von jetzt ab unwiderruflich geschieden

sein. Und damit Sie Ihre Liebe, die ich Ihnen glauben will, und die sich als unveröhnlicher Haß gegen meinen Mann geäußert hat, nicht durch unnötige Hoffnung länger als nötig am Leben erhalten, will ich Ihnen jetzt aus freien Stücken mitteilen, was aus anderen Gründen als unbezwunglicher Sehnsucht zwischen Edleffen und mir zum Beschluß geworden ist: wir werden uns nach Ablauf des Trauerjahres heiraten.“

„Also doch!“ rief Guldenapfel zerschmettert. Wirklicher Schmerz malte sich auf seinem Gesicht. Aber bald nahmen seine Züge einen völlig anderen Ausdruck an — den des Ultimospielers, der für seinen Gegner die Differenznota ausschreibt. Er sagte:

„Meine verehrte gnädige Frau, nun ist mir alles klar, warum Edleffen plötzlich mein erbitterter Feind geworden ist. Für den Augenblick hat er gesiegt. Aber ich gebe die Hoffnung doch noch nicht auf. Bedenken Sie alles sehr reiflich! Pastor Edleffen ist ohne Vermögen. Wovon wollen Sie leben? Womit wollen Sie Ihrem Diek seinen Zukunftsweg ebnen? Denn der wird für ihn nicht leicht sein.“

„Gottlob“, erwiderte Frau Nautilius lächelnd, „daß ich nun, trotz allem, mit einem freundlichen Wort von Ihnen scheiden kann. Diek' künftiges Vermögen ist ja durch Sie so gut verwaltert worden, daß wir darum keine Sorgen zu haben brauchen. Mein Entschluß ist fest, eine neue Prüfung kann daran nichts ändern.“

„Verehrte Frau Nautilius“, sagte Guldenapfel nach einer Pause kurzer Ueberlegung, „ich muß Ihnen eine Er-